

„Dies ist nicht der Fall gewesen,“ sagte der Major. „Was bedeutet Ihre Frage darnach?“

„Sie müssen nicht böse darüber werden,“ versetzte Herr von Rachau in seiner einschmeichelnden Weise. „Es ist eine durchaus folgerechte Frage, über welche in dem Document nichts enthalten ist.“

Der heftige, alte Soldat antwortete darauf ruhiger: „Es wurde nicht nötig, eine Frage daraus zu machen; denn als Herr Emanuel Willens aus Breslau damals hier anlangte, war er über diese Testamentsclausel so aufgebracht, und sein Benehmen so übermäßig heftig, daß wir arg zusammenkamen.“

„Das war sehr unweise von ihm,“ lächelte Herr von Rachau.

„Er beleidigte uns in empörender Art,“ fuhr Herr von Brand fort, an der Erinnerung noch sich erheißend. „Er schmähete die Tante, schmähete meine Frau, verleumdete uns als Erbschleicher und verschwor sich, daß sein Sohn von diesem verfluchten Testament niemals Gebrauch machen, lieber — Er hielt inne und sagte gelassen: „So reiste er denn wieder fort, und ich habe wenig mehr von ihm gehört. Alles geriet in Vergessenheit.“

Es entstand eine Pause. Herr von Rachau schlürfte den Wein aus seinem Glase und sagte dann verbindlich und freundlich, wie immer: „Wie alt ist jetzt Ihr Fräulein Tochter?“

„Noch fehlen ihr einige Monate an zwanzig Jahren.“

„Es ist somit eine eigenthümliche Bestimmung, könnte man es nennen, mein gnädiger Herr, daß Eduard Willens durch seines Vaters Tod eben jetzt zurückgerufen werden muß, und daß wir unter den Papieren des Verewigten die Abschrift des Testaments finden mußten, von dem er nichts wußte; denn der alte Herr scheint in der That gut darüber geschwiegen zu haben.“

„Seltsam allerdings,“ murmelte der Major vor sich hin.

„Ich glaube an Bestimmungen,“ fuhr Herr von Rachau fort, „und hier finde ich ganz besonders ein Schicksalswalten darin, da es mir scheint, als sei eine gütige, versöhnende, das Rechte fördernde Macht thätig. Ich glaube auch, daß eben dadurch mein Freund Willens so lebhaft angetrieben wurde, Ihnen seinen Besuch zu machen.“

„Und was ist dabei Ihre Absicht, Herr Willens?“ fragte der Major mit soldatischer Freimüthigkeit.

„Meine Absicht, mein lieber Cousin?“ antwortete der Angeredete, seine Hand ausstreckend. „Bei Gott! ich habe die besten Absichten. Sie können es denken.“

Der Major nahm die Hand, welche ihm geboten wurde, und in der Erregung des Augenblicks vergaß er alles Vergangene. „Sie wollen also meine Tochter kennen lernen?“ fragte er.

„Das ist mein Wunsch.“

„Und wollen, wenn es sein kann, das Testament wahr machen?“

„Das will ich, wenn ich nicht abgewiesen werde.“

„Gut,“ sagte Herr von Brand, „versuchen Sie, was sich thun läßt. Ich habe mir schon während der Nacht und heute, ehe Sie kamen, allerlei Vorstellungen gemacht. Luise aber weiß so wenig von dem, was Ihre Tante für sie ausheckte, wie Sie etwas davon gewußt haben; es würde ihr bange davor geworden sein. Schweigen wir somit Alle darüber; allein sie soll Sie als Freund und Verwandten empfangen, und alles weitere mag der Himmel fügen.“

„So hoffe ich, daß wir bald recht gute Freunde werden,“ fiel Eduard Willens ein. „Es war doch meine lebenswürdige Cousine, die uns an der Thür empfing? Sie sieht allerliebste aus.“

„Lernen Sie Luise kennen, Cousin,“ antwortete der Major mit väterlichem Behagen, „so wird sie Ihnen noch besser gefallen. Zunächst jedoch müssen wir Sie einquartieren. Sie wohnen natürlich bei mir, wir haben Raum im Ueberfluß. Also keine Umstände, Ihr Herren, und jetzt noch ein Glas auf gute Hausgenossenschaft und gute Freundschaft, dann wollen wir uns nach meinem Mädchen umschauen.“

3.

Im Laufe des Tages war Alles in das rechte Geleise gebracht und das Wohlgefallen des Majors an dem Verlauf des Ereignisses durchaus nicht erheuchelt. Er machte als verständiger Mann seine Berechnungen und unterdrückte dabei, was ihm nicht recht gefallen wollte. Im Geheimen hatte er oft genug an die fatale Bestimmung der alten Tante und an die Willens in Breslau gedacht, zuletzt jedoch hatte er Beides so ziemlich vergessen und nicht geglaubt, daß jemals Ansprüche erhoben werden könnten. Von dem Vetter, der seines Erachtens mit allem Recht um die Erbschaft kam, hatte er mit Sicherheit angenommen, daß dieser seinen Sohn niemals schiden würde, um sich seiner Tochter anzutragen, denn nicht allein, daß er reich und hochmüthig genug war, um eine bessere Partie für seinen Erben zu verlangen, so war auch die Trennung derart erfolgt, daß keiner sich nach Annäherung sehnen konnte. Nun geschah es dennoch, allein die Umstände hatten sich wesentlich verändert, und wenn Eduard Willens wirklich Luise heirathete, so sah der Major nichts darin, was ihm

besonders unangenehm gewesen wäre. Eduard Willens war ein reicher Müßiggänger und hatte als solcher ein Leben geführt, wie es sich dazu paßte. Er sprach viel davon, daß sein Vater sich manche vergebene Mühe gemacht, ihn für den Handel zu erziehen, daß es jedoch viel angenehmer und lohnender sei, wenn man unabhängig bleibe, sich selbst lebe und mit Kunst und Wissenschaften sich beschäftige. Er rühmte seine Sammlungen und erzählte ganz unterhaltend, manche Geschichten, wie es ihm gelungen sei, werthvolle Sachen nicht selten bei Trödlern und Altläufern unter altem Gerümpel zu entdecken und um einen Spottpreis an sich zu bringen. Fein und gewandt zeigte er sich nicht; sein Benehmen, seine Sitten und seine Sprache hatten von Anfang an etwas Gemeines und Anmaßendes. Was aber der Wirth im rothen Bären von den Seltsamkeiten seines Gastes erzählte, wiederholte sich unter des Majors Augen, als ein Wagen in die Stadt geschickt wurde, um die Habe der Reisenden abzuholen. Willens fuhr mit und trug auch diesmal den bewußten Kasten eigenhändig ins Haus. Dies war nun freilich kein Gebäude von Holz, sondern von altem festen Gemäuer. Eine Steintreppe ging von unten auf bis ins Giebelgeschloß, worüber Willens sich besonders zu freuen schien, aber mit dem Zimmer gab es dieselbe Noth wie im Bären. Das rothe Staatszimmer hatte zwei Thüren, wogegen der Gast entschiedene Einwände erhob, die so unbefugbar blieben, daß er lieber auch hier mit einem weit schlechteren Zimmer an der Hinterseite sich begnügte. Dies hatte jedoch überall feste Wände und eine starke Doppelthür mit großen Riegeln, welche Willens wohlgefällig prüfte.

„Nun,“ lachte der Major, „hier werden Sie gewiß sicher schlafen, obwohl das Zimmer eigentlich in Ver-  
ruf ist.“

„Wie so in Ver-  
ruf?“ fragte Willens.“

„Es war seiner Zeit das Vorrathszimmer der Tante, ihr Lieblingsaufenthalt, und noch will man zuweilen darin ihr Rumoren und ihre klappernden Pantoffel hören.“

„Wenn's weiter nichts ist,“ erwiderte Willens unerschrocken, „davor habe ich keine Furcht. An Gespenster glaubt kein vernünftiger Mensch mehr, aber Diebe, Mörder, Gefindel, Einbrecher sind um so störender. Das Haus liegt einsam genug, um solche Gesellen anzulocken.“

Der alte Soldat zog ein bedenkliches Gesicht, unter welchem er seinen Spott verbarg. „Eine Rehle ist freilich bald abgeschnitten,“ sagte er, „und solche verwegene Burschen machen gewöhnlich keine Umstände.“

„Kommt das zuweilen hier vor?“ fragte Willens erschrocken.

„Dergleichen kommt überall vor.“

„Aber was thut man dagegen?“

„Dagegen läßt sich nichts thun,“ sagte Herr von Brand, „als denjenigen, die uns ans Leben wollen, selbst an die Rehle zu springen. Dem Burschen, den Sie gestern Abend sahen, ist es auch so gegangen. Ich bin Ihnen darüber noch eine Aufklärung schuldig.“

„Ich habe schon Allerlei gehört,“ fiel Willens ein. „Er ist ein Wilddieb.“

„Ich schoß ihn nieder, ehe er mich niederschleichen konnte.“

„Aber er leugnet, daß er solche Absichten gehabt hat.“

„Mein lieber Vetter“ versetzte der Major, „in solcher Lage muß man entschlossen sein. Wenn Jemand mir gegenüber steht, der die Mittel besitzt, mich zu vernichten, so warte ich nicht ab, bis er es thut, sondern ich vernichte ihn, so lange Zeit dazu ist. Das habe ich gethan und würde es immer wieder thun, mag's Recht genannt werden oder Unrecht. Wo es auf Selbsterhaltung ankommt, haben alle Zweifel ein Ende.“

Als Herr von Brand dies sagte, war der Hauslehrer mit den beiden Töchtern des Gutsherrn eben hereingetreten, und es schien beinahe, als richtete er diese Vertheidigung gegen den Doctor oder gegen sein eigenes Fleisch und Blut.

Der Doctor Gottberg wurde den Gästen vorgestellt. Eduard Willens aber beschäftigte sich weit weniger mit ihm als mit seinen artigen Cousinen, die ihm besser zu behagen schienen. Die zwölfjährige Toni schätzte jedoch bald ihren blonden Kopf, sah den fremden Vetter lustig von der Seite an und lief zu ihrem Vater, dem sie allerlei Geheimnisse in's Ohr flüsternte, was ihr mit unwilligen Mienen vergolten wurde. Herr von Rachau unterhielt sich mit dem Doctor und fand, daß derselbe ein sehr bescheidener junger Mann sei. In seiner gewinnenden Weise verstand er dem Gespräch die verschiedensten Seiten abzugewinnen und brachte heraus, daß Doctor Gottberg sich mit Naturwissenschaften beschäftige, daß er einige Zeit auch darin in einer großen Schule in der Hauptstadt unterrichtete, daß er aufhören mußte, um sich von den geistigen Anstrengungen zu erholen, daß er aber auch hier seine Studien fortsetzte und in den Wäldern und Waldhügeln der Umgegend manche Ausbeute für seine Herbarien gefunden habe. Diese Mittheilungen gaben Gelegenheit, über Natur und Reisen weiter zu plaudern, und Herr von Rachau

offenbarte ein schönes Talent für Naturfilderungen und Scenerien, die er in den Alpen und Pyrenäen gesehen. Sogar in Algier war er gewesen, und was er von den Zuständen der großen französischen Colonie, dem Völkertreiben darin und den Kriegszügen der Franzosen erzählte, brachte die Erinnerungen und Gefühle des greisen Kriegsmannes hinreichend in Fluß, um lebhaft von den Zeiten zu sprechen, wo er den französischen Fahnen bis in die Sierra Nevada gefolgt war.

So führten sich die Gäste mit Beifall ein, und das ländliche Einertei wurde durch ihre Gegenwart angenehm unterbrochen. Auch Eduard Willens zeigte sich in seiner Art beflissen, eine günstige Meinung für sich zu erwecken, obwohl er dies am wenigsten vermochte. Er war jedoch eitel genug, einem so artigen Mädchen, wie Luise von Brand, gefallen zu wollen; dennoch reichte seine Höflichkeit nicht so weit, um ihn liebenswürdiger zu machen. Die vertrauliche Weise, in welcher er sich der schönen Cousine näherte, schien Rücksichten für überflüssig zu halten, als sei es nicht nötig, feinere Formen gegen ein Landmädchen zu beobachten, dessen Schicksal jedenfalls in seiner Gewalt war.

Luise von Brand trug vielleicht auch dazu bei, seine zudringliche Sicherheit zu vermehren, denn sie bildete mit ihrer ruhigen, fast demüthigen Einfachheit den stärksten Gegensatz zu dem anmaßenden Vetter. Die sanften Züge ihres Gesichts paßten zu Allem, was sie that und sprach. Ihre Stimme war sehr weich und wohlklingend, und diese Diegsamkeit drückte sich ihrer ganzen Erscheinung auf. Von kräftiger, doch feiner Gliederung, die sich anmüthig darstellte, war ihr Gesicht nicht eben auffallend schön, doch alle Einzelheiten desselben in Harmonie, und ihre sanften blauen Augen breiteten ein Sonnenlicht darüber aus. Der vorstehende Ausdruck in diesem anziehenden Gesicht schien Ruhe zu sein und ein Anflug jener süßen Melancholie, die auf ein reges Gemüthsleben schließen läßt. Besonnener und milder Ernst streute einen Schatten in ihr Lächeln, und diese Milde lag auch in ihren Blicken, deren Freundlichkeit nicht furchtsam, aber bedächtig war.

Beim Mittagmahl erhielt Eduard Willens seinen Platz neben ihr. Die kleine lachlustige Schwester wurde zwischen den Herrn von Rachau und den Doctor gesetzt und entwickelte dort ihre gesellige Geschwätzigkeit mit vielem Eifer. Es war ein vorzügliches Mahl, das für alle Theile Genußthung brachte, denn die ländliche Küche sagte Willens im hohen Grade zu, und wohlgefällig hörte er den Major Luises häusliche Tugenden preisen und wie sie nach dem Tode ihrer Mutter, obwohl noch sehr jung, doch gleich an die Spitze des Hauswesens getreten sei, das nun seit Jahren von ihr geleitet werde.

„Das lobe ich mir!“ rief er, „solche Künste zieren eine junge Dame mehr als aller gleichnerische Firtlesanz, mit dem die meisten sich behängen. Praktisch muß jeder Mensch sein, die praktischen Frauen sind die allerbesten.“

Der Major stimmte dieser Erklärung gern bei und führte das Loblied auf die praktischen Frauen weiter aus, indem er sich an seine verewigte Lebensgefährtin erinnerte die ein, Musterbild der wahren Frau, wie sie sein soll, gewesen war.

„Fräulein Luise ist das Ebenbild dieser verehrungswerthen Mutter!“ rief Eduard Willens. „Darauf müssen wir anstoßen.“

„Ich habe keine Ansprüche auf Vollkommenheit zu machen,“ sagte Luise, indem sie seiner Aufforderung folgte.

„Ich bin ein Kenner, Cousinchen, ich kenne die Welt,“ lachte er ihr zu. „Da ich aber auch nicht vollkommen, so passen wir prächtig zusammen.“

Toni schlug an der anderen Seite des Tisches ein mächtiges Gelächter auf, Willens wandte sich zu dem kleinen Raseweis und sah auch den Hauslehrer lächeln.

Der hagere, ernsthafte Mensch hatte ihm schon gestern mißfallen, und was Rachau über ihn geäußert, blieb in seinem Gedächtniß. „Du glaubst es wohl nicht?“ fragte er.

„Nein, ich glaube es nicht!“ rief sie entgegen.

„Warum denn nicht?“

„Weil ich's nicht glaube,“ antwortete Toni, ihn auslachend.

„Ei der Tausend, Du hast mich wohl gar nicht lieb?“

Die Frage machte das aufrichtige Kind nicht verlegen. Mit unschuldiger Fröhlichkeit schüttelte sie ihren blonden Kopf und schlug dabei auf des Doctors Hand, welche sie festhielt. „Den habe ich lieb, und den haben wir Alle lieb,“ sagte sie, „denn er ist gut und weiß mehr, als wir Alle wissen.“

Das Lachen war allgemein, auch Eduard Willens ließ es nicht daran fehlen. Seine grellen Augen belamen aber einen boshaften Schimmer, und seine Stimme wurde noch höher und unangenehmer. „Was die Weisheit nicht Alles thut!“ lachte er, „aber Du sollst sehen, kleine Toni, daß ich auch sehr weise sein kann, wenn ich gleich kein Doctor bin und gar nichts weiß.“

(Fortsetzung folgt.)